

Stalin und wir

Der Schriftsteller Zbigniew Herbert über Literatur und Politik in Polen

Aus der ZEIT Nr. 33/1986 8. August 1986, 9:00 Uhr

Wie kam es, daß Sie anders als viele Intellektuelle Ihres Landes – Leszek Kolakowski oder Czeslaw Milosz – am Ende des Zweiten Weltkrieges keinerlei Sympathien für den Kommunismus hatten?

ZBIGNIEW HERBERT: Für mich gibt es keine Alternative zwischen Kommunismus [<https://www.zeit.de/thema/kommunismus>] und Faschismus. Wenn jemand als Demokrat geboren ist, wird er nicht zwischen zwei totalitären Regimen nach einer Alternative suchen.

Nur war damals der totalitäre Charakter des Kommunismus in Polen nicht unbedingt erkennbar ...

Das war sehr gut erkennbar. Ich stütze mich als Dichter – wenn ich denn einer bin – auf meine Erfahrung, und ich sehe, was in der Stadt, was auf dem Lande passiert. Ich bin eher Realist als Spiritualist, der mit Worten und Theorien spielt. Die Polen [<https://www.zeit.de/thema/polen>] waren Realisten. Sie wollten von Anfang an kein kommunistisches Regime. Nehmen Sie das Referendum, nehmen Sie die ersten Wahlen – die wurden grob gefälscht –: Die Stimmen, die die Kommunisten bekommen haben, waren sehr gering. Für mich war ausschlaggebend, was ich überall gesehen habe.

Und die Intellektuellen ... Stalin hat gesagt, man brauche nicht das ganze Volk, sondern diese "Ingenieure der Seele". Sie werden reden, schreiben und mit Worten – es gibt eine schon fast magische Kraft des Wortes – die Realität ändern, sie schöner machen. Der ganze sozialistische Realismus basiert auf dieser Ästhetik: aus etwas, das nicht schön, sondern blutig ist, etwas Schönes zu machen. Diese Intellektuellen waren mehr Futurologen als Realisten.

Aber das war erst seit 1948. Davor lag doch eine Phase, in der noch gewisse Hoffnungen unter Linksliberalen und Sozialisten bestanden, die "Übel" des Vorkriegspolens – autoritäres Regime, Antisemitismus – zusammen mit den Kommunisten ändern zu können.

Ich glaube, die Denkweise von Sozialdemokraten und Sozialisten – für die ich sehr große Verehrung habe, obwohl ich mich nicht als Sozialist oder Radikaler

bezeichne – war so: *Wir* bilden doch den größeren, wenn nicht den größten Teil unter den Intellektuellen; die Kommunisten sind doch importiert. Also *wir* werden eines Tages die Macht übernehmen und politische Gerechtigkeit realisieren. Die Polnische Sozialistische Partei hatte doch eine jahrzehntelange Tradition!

Doch was für mich sehr wichtig war – die Bauern in Polen hatten immer eine Partei, die PSL, eine starke Partei unter Mikolajczyk. Sie sind fast als einzige gegen die Kommunistische Partei [<https://www.zeit.de/thema/kommunistische-partei>] bei den ersten Wahlen angetreten, sie haben mehr Stimmen bekommen als Sozialisten und Kommunisten. Und trotzdem sind sie eliminiert worden.

Haben Sie damals schon so gedacht, wie Sie heute reden?

Ja. So haben viele Leute gedacht, eine Mehrheit hat so gedacht. Ich habe die Stimmung der Leute in Polen gut kennengelernt. Ich war nicht der Intellektuelle, der im Zimmer saß und Romane schrieb, ohne Recherchen gemacht zu haben. Wenn ich schon einen Roman schreibe – nicht über meine unglückliche Liebe [<https://www.zeit.de/thema/liebe-und-sex>], sondern über die Gesellschaft – dann *muß* ich das verifizieren.

Aber so einen Roman haben Sie nie geschrieben.

Nein. Nach dem Kriege habe ich nur Gedichte geschrieben. Warum habe ich nicht Prosa geschrieben? Das ist ein Kernpunkt. Nicht, um die Zensur zu täuschen, sondern weil ich glaube, in der Poesie gibt es Möglichkeiten, auf einem erhöhten Stuhl zu sitzen – mir kommt ein schlechtes Wort in den Sinn: Selbstironie –, zu sublimieren, denn die Zeit ist kurz. Man soll nicht viel erzählen, sondern Erfahrung kristallisieren – essentiell machen. Auf deutsch gibt es das schöne Wort "Dichtung", also etwas komprimieren. Und wenn man komprimiert, kann man es sich nicht leisten, einen Parteisekretär zu beschimpfen, zu dem man zwei Jahre später eine Anmerkung schreiben muß: wer er war, was mit ihm geschehen ist. So ein Thema interessiert mich nicht – nicht aus Furcht, nicht einer bestimmten Taktik wegen, sondern weil es zum Genre gehört.

Wenn man von ganz wenigen Gedichten in der katholischen Zeitung Tygodnik Powszechny absieht – und die mußte ihr Erscheinen ja 1953 einstellen – haben Sie in der Zeit des Stalinismus nichts veröffentlicht. Erschien Ihnen der Preis der Nicht-Existenz im öffentlichen Leben nicht sehr hoch für die Wahrung Ihrer Haltung?

Ja und nein, wie immer im Leben. Um ganz ehrlich zu sein: es war ziemlich leicht. Das war ein Instinkt, und ich folgte dem Instinkt. Für mich stellte sich die Sache so dar: So wie damals der Schriftstellerverband zu schreiben empfahl, konnte ich nicht schreiben. Das lag außerhalb meiner ästhetischen Möglichkeiten und kollidierte auch mit meinem Sinn für Humor. Ich konnte

nicht schreiben: Eine Fabrik hat Probleme; dann kommt ein guter Kommunist und löst alle Probleme, und alle sind guter Stimmung. Das ist komisch, leicht, das geht nach Mustern. Und Schreiben – das muß ein bißchen Erfindung sein, das darf sich nicht wiederholen nach bestimmten Mustern. Wie sagte Maria Dabrowska 1946 oder 1947: Uns wurde ein Kind geboren, aber, o Gott, es ist so ähnlich wie unser Nachbar.

Sie haben in einem Interview gesagt, viele Schriftsteller seien aus Angst der Kommunistischen Partei beigetreten, hätten sich aus Angst unterworfen. Kann aber nicht auch umgekehrt Angst entstehen, wenn man fast als einziger austritt – so wie Sie 1951 aus dem Polnischen Schriftstellerverband?

Wir waren, glaube ich, zu zweit. Aber wir kannten uns nicht. Damals hatte ich Angst, wirklich. Man schrieb mir auch, wir können Sie ausschließen aus dem Verband, aber Sie können nicht austreten. Die Konsequenzen waren ziemlich schwer. Aber ich hatte mir schon früher überlegt – vielleicht gehöre ich zu solch einer Familie, ich habe auch nicht Literatur studiert, sondern Jura und Ökonomie – man kann sich mit verschiedenen Dingen im Leben beschäftigen, und nebenbei schreiben, das Schreiben also nicht zum Beruf machen. Das tue ich bis heute nicht.

Mein Ideal wäre, in einem Büro, in einer Bank zu sitzen – wie ich es ja auch getan habe, bis vier Uhr, und nach Feierabend zu machen, was ich will. Ich möchte gar nicht publizieren, nur ein paar Kollegen lesen ...

Also um ein Schriftsteller [<https://www.zeit.de/thema/schriftsteller>] zu sein – ich gebe mich hier als Ratgeber für junge Leute – soll man diese schreckliche Sehnsucht nach Ruhm etwas zähmen oder ganz zerbrechen. Sonst steht ein Schriftsteller immer unter Druck – und das ist furchtbar. Er steht auch unter Druck in Polen, weil in Polen der Poet eine große Rolle spielt. Das stammt schon aus der Romantik. Die Poeten sind die weisen Leute, weise, weil sie die Macht über das Wort haben. Und das Wort, das ist wie in der Bibel – Gott. Ich hatte unlängst einige Lesungen in der Kirche. Der Priester meinte, so viele Leute kämen sonst nicht – es waren 300 und mehr, und sie standen. Doch sie warteten weniger auf meine Gedichte als nachher auf die Möglichkeit, Fragen zu stellen. Sie wollten herausbekommen, wie ich politisch denke. Das erinnerte mich an einen kürzlich erschienenen Artikel von Czeslaw Milosz, in dem er schrieb: "Herbert hat recht, wenn er meint, die Poesie kann die ihr zugewiesene politische Rolle nicht spielen, nämlich Hoffnung bewahren, biblische Funktion übernehmen." Wenn ich mein Volk in eine bessere Zukunft führen könnte, würde ich alle Gedichte sofort wegschmeißen. Aber ich kann es nicht.

Sie suchten in Ihrem Leben ja auch nicht den kollektiven Zusammenhang, sondern eher die Einsamkeit. Anfang der fünfziger Jahre zogen Sie sich völlig zurück. Wie sah Ihr Leben aus, als es mit so wenigen Fäden dem Alltag verbunden war?

Ich wußte, daß ich unter Umständen nicht überleben würde. Ich hatte auch keinerlei Gewißheit, daß sich irgend etwas ändern würde und war mir der Gefahr bewußt, in die sich ein Mensch begibt, der auf einem Bein steht. Für das Leben, auch für das Innenleben, sind ganz einfach äußere Anreize notwendig. Das habe ich besonders in der letzten Zeit gefühlt. Ich lebe mit Mühe; mit Druck kann ich mich irgendwie halten, aber der Mangel an Bildern, an Landschaften, der Mangel an Kontakten, an Musik schließt mich in mich selbst ein. Ich denke, eine solche Haltung führt zu allen Nachteilen der Askese, der Loslösung von der Welt. Und wahrscheinlich spiegelt sich das im Schreiben wider, ich schreibe immer dasselbe, gehe keine Konfrontation ein.

Aber damals, glaube ich, hätte mir mein Instinkt in solchem Fall diktiert, ganz einfach aufzuhören. Ich hätte keine andere Wahl gehabt außer diesem Entweder-Oder, entweder mache ich aus mir etwas oder aber ... auf jeden Fall keinerlei Kompromiß mit der Realität, der ich den Status von Realität abgesprochen hatte, denn sie war ein Phantasiegebilde, eine Utopie – und das blieb sie auch. Das berührte mich am schmerzlichsten.

Wie haben Sie diesen Konflikt ausgehalten, mit wem konnten Sie darüber sprechen?

Ich hatte zwei, drei Freunde.

Und die waren in derselben Situation wie Sie?

In derselben Situation, vor allem nach der Schließung des *Tygodnik Powszechny*, denn dort war noch ein Milieu gewesen, in dem ich mich wohl gefühlt hatte und politisch sicher, denn wir dachten ähnlich. Ich war kein kämpferischer Katholik, und sie haben das noch vor dem II. Vatikanischen Konzil mit großer Toleranz akzeptiert. Später haben sich die Kontakte gelockert, ja und so wurde ich einsam. Ob ich damals traurig war? Wohl, aber auch jetzt bin ich nicht besonders fröhlich. Wissen Sie, nur der erste Schritt zählt.

Hatten Sie niemals Zweifel, ob Ihr erster Schritt richtig war? Es wäre doch durchaus denkbar gewesen, daß Sie bis an das Ende Ihres Lebens hätten im Schweigen verharren müssen?

Ja, ich rechnete damit, denn, was 1956 geschah, war für mich eine Überraschung. Aber ich hatte schon keinen anderen Ausweg mehr. Wenn jemand eine menschliche Verpflichtung übernimmt, bemüht er sich, sie einzuhalten. Treue spielt dabei eine Rolle. Treue ist auch eine Form der Askese. Die Verliebtheit verschwindet – und es bleibt die Treue; das Reizvolle verschwindet – und es bleibt etwas, was sehr wichtig ist im Leben: Freundschaften, eine lang andauernde Liebe, Loyalität. Das sind Werte, die wir uns häufig gar nicht bewußt machen, aber auf denen die ganze Kultur beruht – nicht die Gegenwartskultur, die sich mit der Unterhaltungsliteratur mischt.

Doch wenn Sie schon fragen: Natürlich, ich kannte Gefühle der Eifersucht, ja. So wie mir einst ein bekannter Priester sagte, wenn er ein besonders schönes Paar vermählt, ist er ein bißchen eifersüchtig. Das hat mir gefallen, darin zeigte sich das Menschliche in diesem Beruf. Natürlich, ich war eifersüchtig, wenn auch vielleicht nicht allzusehr. Warum ausgerechnet der, der so schreckliche Gedichte schreibt und alles zerstört ... während ich morgens um sechs Uhr zum Torfstechen gehen muß. Aber das war nur kurze Zeit.

Aber jener war bekannt, und Sie waren nicht bekannt.

Ich war überhaupt nicht bekannt. Vielleicht hat mich das geschützt neben meiner konkreten Taktik, die Wohnungen zu wechseln, die Wohnorte zu wechseln, wenn das Gerede losging: Ob ich mit den Katholiken zusammen gewesen wäre, was ich während des Krieges gemacht hätte ... Ich wußte, das hätte mit irgendeinem Prozeß enden können, wo ich nicht als Zeuge, sondern als Angeklagter hinzitiert worden wäre, was weiß ich, für welches Verbrechen.

Heißt das auch, daß Sie beim Schreiben nie Selbstzensur geübt haben?

Nie.

Und Sie haben damals nie versucht, Ihre Gedichte veröffentlichen zu lassen?

Nein. Das heißt, im *Tygodnik Powszechny* 1948; aber der *Tygodnik* mußte ja sein Erscheinen 1953 einstellen, weil wir keinen Nachruf auf den großen Sprachwissenschaftler (Josef Stalin [<https://www.zeit.de/thema/josef-stalin>]) drucken wollten.

*Wie kam es, daß Sie 1955 erneut zu publizieren begannen und öffentlich auftraten. Sie nahmen ja an einer Diskussion in der literarischen Wochenzeitschrift *Zycie Literackie* in Krakau teil?*

Ich bin von mir aus nicht an die Öffentlichkeit getreten.

Wie kam das dann zustande?

Ich hatte einen Freund, der mir ständig sagte: Hör zu, jetzt ist eine völlig neue Situation. Alles, was du geschrieben hast, kannst du veröffentlichen. – Meine ersten Gedichte stammten aus der Zeit der Okkupation, 11, 12 Jahre lang hatte ich nichts veröffentlicht. Während der Stalinzeit hatten Leute, die einander gar nicht kannten, für die Schublade geschrieben. Jetzt sollten diese Schubladen geöffnet werden; es war eine Atmosphäre der politischen Entspannung, des politischen Liberalismus. Also jener Freund, der mein Unglück begründete – Gott möge ihm verzeihen! – befahl mir, meine Gedichte zur Literaturzeitschrift *Twórczość* zu bringen. Ich trug sie hin; man sagte mir, es lägen sehr viele vor; ich ließ sie dort – und ging weiter meiner Arbeit nach.

Doch dann kam die Sekretärin angelaufen: Sie haben Ihre Texte nicht unterschrieben! Bis heute unterschreibe ich meine Texte nicht – mein Traum ist ein anonymes künstlerisches Schaffen. Denn man schreibt doch nicht aus Gründen des Ruhms, nicht wegen irgendeines Idealismus, nur für sich selbst. Zunächst hatte ich die Absicht, einen falschen Namen und eine falsche Adresse anzugeben – wirklich. Das wäre gut gewesen, das hätte mir alle weiteren Abenteuer erspart.

Hatten Sie nie den Wunsch, Wiedergutmachung für die Zeit des Schweigens zu fordern. Kannten Sie kein Gefühl der Rache den ehemals Verantwortlichen gegenüber?

Als ich schrieb, besaß ich keine Hoffnung, überhaupt etwas veröffentlichen zu können. Insofern existierte das Gefühl der Rache nicht. Ich hatte so eine kleine Hoffnung, nach meinem Tod würde jemand die Arbeiten entdecken und vielleicht eine Magisterarbeit darüber schreiben.

Wissen Sie, ich ging zum Schriftstellerverband, wo ich in Ehren aufgenommen wurde, und begann einer Diskussion zuzuhören, bei der einer den anderen beschimpfte, er hätte ihn zum Schreiben genötigt. Da verstand ich, daß das nicht meine Gesellschaft ist. Bis heute habe ich das Gefühl, daß ich einer von denen bin, die normal sind, eben zu viel Humor habe. Eigentlich hätte ich 1956 jeden Abend Gott auf den Knien dafür danken sollen, daß Gomulka an die Macht kam, denn er ermöglichte mir den Schritt an die Öffentlichkeit. Und es wurde besser, vor allem für die politischen Gefangenen, die aus den Gefängnissen entlassen wurden. Das war für mich der größte Erfolg des Oktobers. Doch ich selber fühlte ganz einfach kein inneres Engagement. Ich war der Meinung, erst ändert sich etwas, dann kehrt es zum alten zurück. All diese Systeme, die sich auf eine Alleinherrschaft stützen, können sich nicht wesentlich ändern, denn dann hören sie auf zu existieren.

Haben Sie damals den Selbstkritiken Ihrer kommunistischen Kollegen wie Kazimierz Brandys, Wiktor Woroszyński oder Adam Wazyk geglaubt

Für mich besteht ein grundlegendes, nicht moralisches, eher taktisches Problem in folgendem: Wenn ich nicht weiß, auf welche Seite ich mich schlagen soll, wähle ich die schwierigere Seite, damit mir zumindest niemand den Vorwurf macht, ich sei ein Konformist. Meine jetzigen Freunde und die Dissidenten, die Kommunisten waren, meinen hingegen, ich hätte die einfachere Seite gewählt, während sie sich durch den Dreck der Geschichte hätten wühlen müssen. Das erscheint mir nicht besonders einleuchtend. Vorausgesetzt, Stalin hätte 100 Jahre gelebt, nichts in dem System wäre erschüttert worden. Stalins Tod entschied nämlich darüber, daß der Aufstand

in Ungarn ausbrach, daß es Unruhen vor allem in Posen gab, die den Polnischen Oktober in gewissem Sinn vorbereiteten, sein Tod entschied auch über das Erbe in der Sowjetunion selbst.

Und das sage ich ganz bewußt und mit der mir eigenen Härte: Wenn jemand behauptet, er hätte nicht gewußt, daß es Lager gab, daß Stalin Verbrechen verübte, dann hat er kein Recht, irgendeinen Kleinbürger in Augsburg anzuklagen, der seinerseits behauptet, er hätte nichts über die KZs gewußt. Ich werfe dem, der unter Umständen wirklich nichts wußte, vor, daß er vielleicht nichts wissen wollte. Hier liegt der grundlegende Unterschied: Wissen wollen, selbst die grausamste Wahrheit anzunehmen und daraus für sich Schlüsse ziehen – das ist meine Grundlage.

Von 1956 an begannen nicht wenige Schriftsteller, von der kommunistischen Ideologie abzurücken. Doch viele suchten rasch wieder kollektive Anschlüsse, sei es in der Oppositionsbewegung der siebziger Jahre, bei "Solidarnosc" oder in der katholischen Kirche.

Das stimmt. Dabei denke ich, daß es Prüfungen für den Menschen gibt, und eine dieser Prüfungen ist die Einsamkeit. Ob er imstande ist, etwas Gutes aus ihr zu machen, oder ob ihn die Einsamkeit auf die Knie zwingt und zu einem "Menschen ohne Eigenschaften" macht. Sagen wir sehr liberal: Es gibt Menschen, die bestätigen sich durch das Leben in der Gruppe, und solche, die sich durch die Einsamkeit bestätigen.

Und es gibt Gutes im einen wie im anderen.

Genau das. Ich habe wahrscheinlich in den Genen eingegeben, daß ich die Einsamkeit liebe, und ich leide darunter nicht so sehr wie jemand, der politisch aktiv war und meint, wenn er sich außerhalb der Gesellschaft bewegt, das Recht nicht mehr auf seiner Seite zu haben.

Nun gibt es gerade in der jüngsten polnischen Poesie eine starke Strömung, in der das Ich des Schriftstellers hinter seiner Funktion als Sprachrohr der Gesellschaft fast verschwindet. Die Lyrik ist voll nationaler Symbole. Das Individuum erscheint nur als Teil der politischen Bewegung.

Diese Lyrik fürchtet das Gespräch des Einsamen mit einem Einsamen. Ich hingegen glaube nicht an massenhaftes Lesen; jeder muß Lyrik für sich selbst erschließen. Außerdem gibt es eine Tendenz, das Publikum auf niedrigem Niveau zu einen, das heißt: Man weiß, welche Worte die Masse erregen; man muß sie nur an einem entsprechenden Ort, zu einer bestimmten Zeit einsetzen – und das zündet tatsächlich. Wer jedoch in einer differenzierteren Sprache redet, muß seine Lyrik schon an jemanden adressieren, der Zeit hat, sie in aller Ruhe zu lesen.

Welche Beziehungen hatten Sie zu den ehemals kommunistisch orientierten Schriftstellerkollegen damals, und welche Beziehungen haben Sie heute?

Wie kann man das sagen? Eher gute, nicht zu allen, aber eher gute.

Und Sie waren ihnen gegenüber nicht skeptisch?

Skeptisch war ich immer, und skeptisch werde ich immer sein, weil – wie ein Kritiker sagte – die Demonstration zunächst in eine Richtung lief und dann eine Kehrtwendung um 180 Grad vollzog. Das gefällt mir nicht. Ich denke, in den Zeiträumen zwischen großen Änderungen – wenn ich etwa den Glauben oder meine politischen Überzeugungen verliere – sollte ich nachdenken, eine Pause einlegen, vielleicht sogar eine Pause, die den Menschen auffällt. Man braucht eine Pause. Mir scheint, ich habe das gesagt, was sie hätten sagen, hätten rauslassen sollen.

Die unmittelbare Reaktion der Kollegen damals hätte sein sollen, den Schlag mit einer gewissen Würde anzunehmen und sich nicht herauszuwinden. Das Abschieben der Verantwortung gefällt mir nicht.

Sehen Sie sich, sehen andere Sie als berechtigt und kompetent an, über Dinge zu urteilen, die Sie nur als Außenstehender erlebt haben?

Warum spricht man denen von außen immer das Rederecht ab? Wenn sich jemand in Holland versteckte, weil er kein Arier war, oder Arier war und nicht zur Wehrmacht gehen wollte, und dann das Verhalten des Apparats und der Literatursalons bei Herrn Goebbels kritisierte, dann hieß es: "Na ja, er saß ruhig in Holland, er hat gut reden." Das ist die Ungerechtigkeit den Zeugen gegenüber, die nicht aus Vergnügen, nicht aus Eigeninteresse reden. Im Gegenteil. Ich bin mir der Gefahr bewußt, daß das,

was ich sage, von der offiziellen Propaganda ausgenutzt werden kann – und es wurde bereits ausgenutzt. So zog man aus einer längeren Aussage von Tadeusz Rózewicz und mir kleine Absätze heraus, verschwieg, daß es aus einer Untergrundzeitung stammte und zitierte nur die Kritik an Kazimierz Brandys.

Sind für Sie – ganz unabhängig von der Selbstkritik – die politischen Beweggründe verständlich, die Intellektuelle nach Kriegsende zum Kommunismus führten?

Es gibt im wesentlichen zwei Begründungen. Erstens: Das Vorkriegspolen sei faschistisch gewesen (das Argument stammt von einem Freund, der Sozialist, aber niemals Kommunist war); die zweite Begründung: Die Polen seien Antisemiten gewesen, und das kommunistische System hätte sie geläutert.

Aber: Das Vorkriegspolen war nicht faschistisch. Das kann man etwa im Vergleich mit Mussolini oder Hitler nicht behaupten. Es gab schreckliche Sachen, und ich wäre als Erwachsener – damals ging ich in die dritte Gymnasialklasse – wahrscheinlich in der Opposition gewesen, ganz sicher

gegen die Obristen. Doch wer das Vorkriegspolen für faschistisch hielt, nahm das – wie Maria Dabrowska sagte – neugeborene Kind an, das so ähnlich aussah wie unser Nachbar, und akzeptierte es als kleineres Übel.

Und der Antisemitismus? Er wurde doch von Seiten des Staates in der Volksrepublik Polen organisiert! Man braucht sich nur an die schrecklichen Dinge im Jahre 1968 zu erinnern. – Selbst die moralischen Argumente, der Widerwille gegen die Regierungen vor 1939, sind für mich nicht überzeugend. In Deutschland heißt es ganz vergleichbar: "Ja, die Weimarer Republik, so schwach wie sie war." Schwach wie jede Demokratie, aber die Medizin dagegen war doch nicht Hitler!

Wie reagieren Sie, wenn Sie sich bis heute mit den gesellschaftlichen Erwartungen Ihrer Landsleute konfrontiert sehen, Sie sollten sich vor allem mit politischen Themen in Ihrer Lyrik auseinandersetzen?

Eine wesentliche Frage – aber ich habe darauf keine kluge Antwort. Denn wissen Sie, sich vor Haß zu verteidigen, der mich zerstören will, ist relativ einfach. Das ist der Instinkt der Selbstverteidigung. Aber wie soll man sich vor Liebe verteidigen? Zum Beispiel die Erklärung, daß es grundlegende Verpflichtungen der Literatur gibt. Wenn mich die Holländer interessieren, sollte ich ein Buch über die Holländer schreiben, das die Menschen etwas von dem schrecklichen, schweren Leben ablenkt, sie aus der Enge des Denkens und ideologischen Zwangs befreit. Ich versuche, mich tatsächlich dem zu widmen, was mich interessiert. Wenn ich dabei gelegentlich etwas schreibe, was gefällt – um so besser.

Diese Haltung ist aber gerade in Ihrem Heimatland nicht unumstritten. Schriftsteller, die nicht in der gemeinsamen, leidvollen politischen Geschichte aufgehen, Schriftsteller, die sogar für längere Zeit oder für immer das Land verlassen, werden von Kollegen und Lesern auch argwöhnisch betrachtet.

Man muß diesen schwierigen Kampf akzeptieren: Unseren Freunden zu erklären, daß wir so gebaut sind, daß wir auch andere, nicht tagespolitische Dinge schreiben werden. Das ist überhaupt kein Verrat. Das ist ein Versuch, die polnische Kultur auf europäischem Niveau zu halten.

Bitte stellen Sie sich vor: Wenn ich nach Deutschland führe und hätte ein Gedicht über irgendeinen Kultusminister irgendeines Bundeslandes bei mir – die erste Frage eines Lesers wäre: Wer ist das denn? Damit fängt ein fürchterlicher Provinzialismus der Poesie an. Es gibt aber Dinge, die uns – Franzosen, Polen, Deutsche – verbinden sollten. Es gäbe keine Weltliteratur, wenn die Menschen nicht versuchten, ihre Probleme auf höherem Niveau darzustellen. Dadurch werden sie nicht weniger schmerzlich, nicht weniger fühlbar – im Gegenteil, sie gewinnen dadurch etwas von der Unlösbarkeit der menschlichen Existenz.

Und daß sie mich anklagen können, ich sei ein Verräter, weil ich längere Zeit das Land verlasse ... Ich wurde tatsächlich schon gefragt: Warum sind Sie ständig auf Westreisen? Und Jerzy Andrzejewski wies mich einmal zurecht: "Ach, du verstehst überhaupt nichts, denn du warst ständig im Westen ..."

Das erinnert an die Polemik zwischen Gottfried Benn und Thomas Mann. Der Vorwurf von Benn in Thomas Mann: Es ließe sich gut über Deutschland urteilen von einem bequemen Asyl aus. Dasselbe Problem bestand zwischen Czesław Miłosz und den Anhängern des Sozialistischen Realismus.

Gleichgültig, ob Miłosz über Bäume oder über Politik schrieb, er war schon deswegen ein Verräter, weil er an einem anderen Ort lebte. Ich denke allerdings, für einen wirklichen Schriftsteller ist es gleichgültig, in welcher Straße, in welchem Land er lebt. Er trägt in sich die ein, zwei Fragen, auf die er sein Leben lang vergeblich nach Antworten sucht.